

Freunde der Monacensia e.V. **Jahrbuch 2024**

mitbegründet von Wolfram Göbel,

herausgegeben von Gabriele von Bassermann-Jordan,
Waldemar Fromm und Kristina Kargl



Allitera Verlag

Weitere Informationen über den Förderverein Freunde der Monacensia e. V.
unter www.monacensia.net

Die Drucklegung wurde ermöglicht dank der Unterstützung der



SFB 1288
PRAKTIKEN DES
VERGLEICHENS

HANS PURRMANN STIFTUNG

Allitera Verlag
Ein Verlag der Buch&media GmbH München
© 2024 Buch&media GmbH München
Umschlag nach einem Entwurf von Kay Fretwurst, Freienbrink
ISSN 1868-4955
Printed in Europe · ISBN 978-3-96233-477-2

Allitera Verlag
Merianstraße 24 · 80637 München
Fon 089 13 92 90 46 · Fax 089 13 92 90 65

Weitere Publikationen aus unserem Programm finden Sie auf www.allitera.de
Kontakt und Bestellungen unter info@allitera.de

Rebecca Thoss

Heinrich Bölls autobiografische Selbstzeugnisse im Werkkontext

Dieser Beitrag soll anhand des Nachkriegsautors Heinrich Böll zeigen, wie das (Privat-)Archiv der Interpretation literarischer Texte dienen kann. Zunächst wird die Nachlasssituation von Böll nachgezeichnet, sodann werden Rückschlüsse auf die selbstarchivarischen Praktiken des Autors gezogen. Eine Skizze zu Bölls autobiografischem Schreiben illustriert das Verhältnis des Autors zu dieser Gattung. Anhand einer Archivalie aus Bölls Nachlass lassen sich konkrete Umsetzungen von autobiografischen Selbstzeugnissen aus dem Privatarchiv in die Fiktion rekonstruieren. Aus verschiedenen Text-Konvoluten lassen sich nicht nur Rückschlüsse auf Heinrich Bölls archivarische Praktiken ziehen – es lässt sich zudem ein spezifischer Umgang mit den frühen literarischen sowie diaristischen Aufzeichnungen aufzeigen.

Heinrich Böll als Archivar seiner selbst

Die Nachlasssituation von Heinrich Böll wurde bzw. wird durch verschiedene Faktoren beeinflusst. Zuallererst übergab Heinrich Böll 1984 seinen Vorlass selbst an das Historische Archiv der Stadt Köln, in welchem seither das Gros seiner Schriften, Korrespondenzen und weitere Dokumente, wie beispielsweise die Literaturnobelpreisurkunde von 1972, archiviert werden. Darüber hinaus verzeichnet der Kalliope Verbundkatalog weitere 20 bestandhaltende Institutionen, verteilt in ganz Deutschland und der Schweiz.¹ Neben dem Deutschen Literaturarchiv Marbach archivieren die Münchner Stadtbibliothek / Monacensia im Hildebrandhaus, das Literaturarchiv Sulzbach-Rosenberg,

¹ Vgl. die Suche nach dem Urheber „Heinrich Böll“ im Kalliope-Verbund, abrufbar unter: <https://kalliope-verbund.info/de/query?q=Heinrich%20B%C3%B6ll&htmlFull=false&lang=de&fq=ead.creator.index%3A%28%22B%C3%B6ll%2C%20Heinrich%20%281917-1985%29%22%29&last-param=true> (letzter Zugriff: 2.5.2024).

das Uwe Johnson-Archiv (Universität Rostock), das Archiv der Akademie der Künste (Berlin) sowie das Schweizerische Literaturarchiv die meisten Materialien. Nach seinem Tod erhielt die Erbegemeinschaft, bestehend aus seiner Ehefrau Annemarie Böll (1910–2004) sowie den Söhnen René (*1948) und Vincent Böll (*1950), die Rechte an den Beständen. Im Jahr 2009 entschloß sich die Erbegemeinschaft zum Verkauf des restlichen privaten Nachlasses in 22 Kartons (überwiegend Dokumente aus der Kriegszeit, Korrespondenzen und Verträge mit den Verlagen Middelhaue sowie Kiepenheuer & Witsch, Büronotizen und ca. 2.000 Fotos) an das Historische Archiv der Stadt Köln – „aus konservatorischen Gründen“ und um „den Nachlass an einem Ort zusammen zu halten, d. h. mit den bereits 1984 überlassenen Materialien zusammenzuführen, um damit die Basis für eine möglichst geschlossene, vollständige Auswertung des Lebens und Werks zu ermöglichen“.² Kurz nach dieser Überführung stürzte das Kölner Archiv ein, sodass die unikalen Bestände unwiederbringlich verloren sind. Das Material, das für die Kölner Ausgabe³ ediert wurde, ist hingegen als Scan erhalten geblieben. Diese skizzierte Nachlasssituation zeigt, dass nicht nur Böll selbst über sein Privatarchiv verfügte, sondern auch die Erbegemeinschaft und außergewöhnliche Umstände die Archivierung beeinflussten.

Über Heinrich Bölls „Nachlassbewusstsein“⁴ lassen sich weitere Rückschlüsse ziehen, sobald die Vorworte aus den Editionen seiner Feldpostbriefe als auch seiner Kriegstagebücher konsultiert werden. Im Unterschied zu den Kriegsbriefen waren die Kriegstagebücher von Böll nicht für eine Veröffentlichung vorgesehen. Ab dem Ende des Jahres 1943

² Beide Zitate aus einem Interview mit René Böll vom 9.4.2009, abrufbar unter: <https://www.boell.de/de/content/historische-dokumente-sind-unwiderbringlich-verloren> (letzter Zugriff: 2.5.2024).

³ Heinrich Böll: *Werke*. Kölner Ausgabe. 26 Bände + 1 Registerband. Hg. von Árpád Bernáth / Hans Joachim Bernhard / Robert C. Conard / Frank Finlay / J. H. Reid / Ralf Schnell / Jochen Schubert. Köln 2002–2010. Im Folgenden werden direkte und indirekte Zitate aus der Kölner Ausgabe mit der Sigle KA und der entsprechenden Bandnummer sowie Seitenzahl angegeben.

⁴ Zur Begriffsbestimmung und -entwicklung von Nachlasspraktiken in der Moderne vgl. Carlos Spoerhase: *Neuzeitliches Nachlassbewusstsein. Über die Entstehung eines schriftstellerischen, archivarisches und philologischen Interesses an postumen Papieren*. In: *Nachlassbewusstsein. Literatur, Archiv, Philologie 1750–2000*. Hg. von Kai Sina / dems. Göttingen 2017, S. 21–48.

bis zu seiner Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft im September 1945 führte er seine Tagebücher, die er „separat von seinen sonstigen Materialien und Manuskripten archiviert hatte“⁵. Allerdings sollten die Tagebücher für wissenschaftliche Zwecke zur Verfügung stehen. Dies hielt Böll testamentarisch fest und übergab die Tagebücher an seinen Sohn René. Die Veröffentlichung veranlasste die Erbegemeinschaft, die sich „[n]ach langer und reiflicher Überlegung und Beratung, auch mit Nichtfamilienmitgliedern“⁶ zu diesem Vorgehen entschloss.⁷ Entstanden ist eine Ausgabe, die die Tagebücher vollumfänglich als Faksimile mit einer Transkription sowie einem Kommentar wiedergibt. Auch die Feldpostbriefe, die sich zwischen 1939–1940 fast ausschließlich an die Familie und ab 1940 hauptsächlich an seine Verlobte Annemarie Čech richten, archivierte Heinrich Böll bis zu seinem Tod und regelte ebenfalls die Publikationsmodalitäten testamentarisch. So heißt es: Die von Annemarie Böll getroffene und transkribierte Auswahl an edierten Briefen soll „das tägliche Erleben des Soldaten Böll und seine Gedankenwelt spiegeln und [zeigen, dass] sich manches im Werk des Schriftstellers vorbereitet hat. Diese Art der Auswahl entspricht dem Wunsch und Testament Heinrich Bölls.“⁸ Allzu persönliche Passagen und Briefe hat Annemarie Böll nicht in die Edition aufgenommen – somit lag die Auswahl der Briefe nicht in den Händen des Herausgebers Jochen Schubert, der die Kommentierung verantwortet. In beiden Fällen ist bezüglich der Editionen ein Spannungsfeld im Umgang mit Bölls Nachlass auszumachen. Dieses setzt sich aus Bölls testamentarischem Willen und den Entscheidungen der Erbegemeinschaft zusammen, auf welche Weise mit den archivierten Beständen umzugehen sei.

Sobald sich der Blick wieder auf den jungen Heinrich Böll der 1930er- und 1940er-Jahre richtet, zeigen sich schon früh selbstarchivarische

⁵ Heinrich Böll: *Man möchte manchmal wimmern wie ein Kind. Die Kriegstagebücher 1943–1945*. Hg. von René Böll. Köln 2017.

⁶ Böll: *Kriegstagebücher*, S. 8.

⁷ Dass diese Entscheidung als strittig gelten kann, räumt auch René Böll im Vorwort der Ausgabe ein: „Man kann über diese Entscheidung diskutieren. Wir glauben, daß wir dem Werk unseres Vaters und seinem Gedenken, und auch seinen Lesern damit dienen können, diese Aufzeichnungen zugänglich zu machen und sie nicht im Privaten zu belassen.“ (Böll: *Kriegstagebücher*, S. 9.)

⁸ Heinrich Böll: *Briefe aus dem Krieg 1939–1945*. 2 Bände. Hg. und kommentiert von Jochen Schubert. Köln 2001, S. 11.

Praktiken – dies erschließt sich aus Selbstaussagen in den Feldpostbriefen sowie aus dem Erhalt vieler früher Texte aus der Vorkriegszeit. Als Abiturient begann Böll mit dem Verfassen von Gedichten und Prosatexten. Während des Krieges war Böll nahezu durchgehend als Wehrmachtssoldat im Einsatz – durch einige (selbst herbeigeführte)⁹ Lazarettaufenthalte und Fronturlaube konnte Böll sich in unregelmäßigen Abständen von den Stationierungen lösen.¹⁰ In der Zeit als Wehrmachtssoldat ruhten seine schriftstellerischen Tätigkeiten – er behielt jedoch weiterhin sein Ziel im Auge, sich als Berufsautor zu etablieren. So schreibt Böll, der bald nach Paris verlegt wurde, von der Westfront an seine Ehefrau am 13. März 1943:

Wenn der erste wilde Betrieb der Übergabe vorüber ist und ich ein wenig eingewöhnt bin und etwas mehr Ruhe habe, kann ich vielleicht sogar in diesem Stübchen hier an „Arbeit“ denken, das wäre schön. Du hast es sicher gesehen, daß ich an unserem letzten Tag, in der letzten Stunde fast, zu dem verschnürten Päckchen gegriffen habe, worin meine kümmerlichen Arbeiten ruhen [...].¹¹

Im „verschnürten Päckchen“ finden sich die „kümmerlichen Arbeiten“ aus der Vorkriegszeit, die Böll als literarisch interessierter wie versierter Abiturient verfasste. Offenbar bewahrte Böll sie gesammelt auf. In der Korrespondenz mit Annemarie inszeniert Böll das „Päckchen“, indem er betont, dass er die Beschäftigung damit bis kurz vor seinem Abschied und seiner baldigen Rückkehr an die Westfront aufschiebe. Zu Beginn des März 1943 war Böll für zwei Tage beurlaubt und konnte seine Familie in Köln besuchen. Die Re-Lektüre dieser archivierten Schriften stimmte ihn zugleich melancholisch und zuversichtlich für

⁹ Während eines vierwöchigen Fronturlaubs im August 1944 erkrankte Böll und führte nach seiner Genesung einen weiteren Fieberanfall selbst herbei. Dadurch konnte er seine Abwesenheit von der Front bis in den März 1945 durch mehrere Lazarettaufenthalte und Genesungsurlaube ausdehnen. Zudem starb seine Mutter Maria Böll am 3.11.1944, weshalb Böll Sonderurlaub für die Bestattung erhielt. Vgl. Jochen Schubert: *Heinrich Böll*. Hg. von der Heinrich-Böll-Stiftung. Darmstadt 2017, S. 46f.

¹⁰ Einen detaillierten Überblick zu den verschiedenen Stationen während des Kriegs liefert eine Chronik im zweiten Band der Edition der Feldpostbriefe; vgl. Böll: *Briefe*, S. 1495–1507.

¹¹ Böll: *Briefe*, S. 640.

seine schriftstellerische Karriere, wie die weiteren Passagen des Briefs zeigen:

ach, sie sind wirklich kümmerlich, es war für mich sehr traurig, dieses flüchtige Durchsehen dieses Pakets, das mir wirklich wie von einem Fremden geschrieben schien, und doch auch wieder aufrichtend, denn die produktive Kritik, die ganz unbewußt in mir aufstieg, hat mich doch gelehrt, daß manches wenigstens in der Anlage ganz brauchbar und daß eben die Frage der Form noch zu lösen ist, die ja im wesentlichen auch eine Frage der Erfahrung ist; aber wie soll ich Erfahrung sammeln! Dennoch glaube ich, daß ich es schaffen werde, davon bin ich ganz fest überzeugt, auch nach dieser etwas deprimierenden Lektüre; aber ich war ja noch ganz unwahrscheinlich jung damals. Ich werde auch die Form zwingen, und zwar habe ich vor, besonders an Kurzgeschichten zu arbeiten, ich glaube nicht, daß die Größe der Gedanken einer Arbeit unter ihrem Umfang leiden kann. [...] Vielleicht kann ich mich auch einmal wirklich an einem Roman versuchen, der eben nicht nur eine Inhaltsangabe sein darf wie die sonderbaren Gebilde, die in diesem Paket liegen. [...] Ach, wie traurig, daß ich sie nicht früher zur Hand genommen habe, so früh, daß ich noch mit Dir darüber hätte reden können. Ich vertraue fest darauf, daß ich einmal eine brauchbare und gute Arbeit werde beginnen können und daß die Quelle, wenn sie erschlossen ist, fließen wird ...¹²

Schon zehn Jahre vor Heinrich Bölls Durchbruch als Autor – sein Roman *Und sagte kein einziges Wort* (1953) avancierte sowohl zum Absatz- als auch zum Kritikererfolg – zeichnen sich hier Praktiken ab, die Böll nach dem Krieg weiterverfolgte und professionalisierte. So sind die „produktive Kritik“ und die „Erfahrung“ zwei wichtige Faktoren im Schreibprozess von Böll, deren er sich einerseits durch den Austausch mit seiner Frau und seines guten Freundes Ernst-Adolf Kunz versicherte, andererseits wurde Böll ab den späten 1940er-Jahren literarisch sehr produktiv. Auch die Form der Kurzgeschichte machte sich Böll als Autor zu eigen und arbeitete zudem Romane aus. Die archivierten „sonderbaren Gebilde“ bilden die Grundlage, auf welcher Böll sich künftig als Schriftsteller weiterentwickeln und Romane schreiben will. Damit ist das „Paket“, in dem die frühen Texte gesammelt aufbewahrt

¹² Böll: *Briefe*, S. 640f.

sind, sowohl ein Zeugnis für die Vergangenheit als auch ein Motivator für die Zukunft.

Die Stationierung in Frankreich schien für Böll sogar die Möglichkeit zu bieten, sich wieder dem literarischen Schreiben widmen zu können. Zu diesem Zeitpunkt (März 1943) sollte Böll von Le Tréport nach Paris verlegt werden, um dort eine Dolmetscherprüfung für das Französische abzulegen. Aus dem Konvolut des Schriftverkehrs ist auch eine Postkarte archiviert, auf der Böll seine Unterkunft in Le Tréport mit der komfortablen Wohnsituation skizziert.¹³ Allerdings blieb es dabei: Böll verfasste keine literarischen Texte während des Krieges. Erst nach dem Kriegsende wendet er sich wieder aktiv dem Schreiben zu. Beständig teilt Böll seiner Frau Ideen für mögliche Erzählungen mit. Dieser Austausch sollte sich nach dem Kriegsende zu einer stabilen Arbeitskooperation entwickeln, die für Bölls Karriere als Autor essenziell war. Stetig bekräftigte Annemarie die Schreibvorhaben ihres Mannes und ging mit ihm in den kritischen Dialog über seine Texte.¹⁴

Ich werde nachdenken über unser Leben [...] und über meine neue Geschichte, die ich immer wieder besprechen muß; sie soll heißen „Der Wanderer“; sie soll sagen von einem Mann, der heimkehrt von einer jahrelangen Wanderschaft, auf die ihn die Unruhe seines Herzens getrieben hat; [...] und als Motto über diese Geschichte möchte ich haben das Wort von Theodor Haecker, daß der Mensch „taumelnd gestellt ist in den Abgrund zwischen Tier und Engel“.¹⁵

Bölls Überlegungen über eine „neue Geschichte“ finden in der Nachkriegszeit ihren Anschluss. Zwar ist eine Erzählung unter dem Titel *Wanderer* nicht überliefert – die Kurzgeschichte *Wanderer, kommst du nach Spa ...* (1950) erhielt ihren Titel in Anlehnung an das von Schiller übersetzte Distichon des Simonides¹⁶ –, jedoch zitiert Böll den von ihm hochgeschätzten Theodor Haecker in seinem Roman *Wo warst Du*,

¹³ Vgl. Böll: *Briefe*, S. 1370f.

¹⁴ Dass Annemarie Böll vor allem in den Nachkriegsjahren die Karriere von Heinrich Böll unermüdlich unterstützte, betont auch Ralf Schnell: *Heinrich Böll und die Deutschen*. Köln 2017, S. 44f.

¹⁵ Böll: *Briefe*, S. 258.

¹⁶ Vgl. KA 4, S. 813. („Wanderer kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest uns hier liegen gesehen, wie das Gesetz es befahl.“)

Adam? (1951) als vorangestelltes Motto, welches auch den Romantitel enthält.

Dass sich Heinrich Böll bewusst für eine Archivierung seiner Texte entschied, belegt ein weiterer, früherer Brief an Annemarie vom 3. Dezember 1940:

Aber heute könnte ich nicht einmal ein entsetzlich schlechtes Gedicht schreiben; das ist sowohl ein Gewinn wie ein Verlust; ich wünschte manchmal, ich könnte wieder Gedichte schreiben und wenn ich sie fünf Minuten später auch wieder verbrenne; es ist wirklich schön, so einige Minuten oder Stunden auf einem Spaziergang ein Gedicht zu formen; heute kann ich das nicht mehr, ich bin völlig entnervt und kraftlos. [Diese] Dinge kann ich heute, nachdem ich einen Abstand von fast zwei Jahren habe, lesen wie die Machenschaften eines Freundes; sie haben für mich nur noch den Wert von Erinnerungen an sehr glückliche und sehr unglückliche Stunden. Deshalb will ich sie auch nicht vernichten. Du wirst das ja alles noch sehen. [...] Später möchte ich neben einem bürgerlichen Beruf weiter arbeiten an diesen Dingen und Form, Form suchen ...¹⁷

Gedichte zählen zu den frühesten Niederschriften von Böll.¹⁸ Auch hier ist wieder die Suche nach der Form von hoher Bedeutung. Gleichzeitig reflektiert Böll über den Gehalt seiner Gedichte und misst dem Aufbewahren seiner Texte vor allem sentimentalen Wert bei. Das Ziel, sich als Autor zu etablieren, behält er während des Krieges konsequent vor Augen. In der Auseinandersetzung mit den frühen Schriften, die mit „sehr glückliche[n] und sehr unglückliche[n] Stunden“ verbunden sind, ist neben dem sentimentalen Wert auch das Schreiben als Tätigkeit ein Bestandteil von Bölls Reflexionen. Es lässt sich aus diesen Aussagen ableiten, dass Böll über eine intrinsische Motivation verfügte, sein Werk zu gestalten – noch lange bevor ihm eine spezifische Werk-

¹⁷ Böll: *Briefe*, S. 138.

¹⁸ Zwar ist Heinrich Böll nicht als Lyriker bekannt, jedoch blieb er dieser Form stets zugeneigt und verfasste Zeit seines Lebens Gedichte. Die umfassendste Edition: Heinrich Böll: *Ein Jahr hat keine Zeit. Gedichte*. Hg. von René Böll / Gabriele Ewenz / Jochen Schubert. Köln 2021.

politik¹⁹ unterstellt werden kann. Diese frühen Texte bilden dafür den Ausgangspunkt.

In späteren Interviews und kurzen autobiografischen Texten berichtet Böll über frühe Schriften, die vor dem Zweiten Weltkrieg entstanden sind. Allerdings seien sie vollständig in einem Angriff auf die Stadt Köln verbrannt – eine Aussage, die sich als teilweise fingiert entpuppte, wie die Kölner Ausgabe zeigt. Tatsächlich sind umfassende Dokumente aus der Vorkriegszeit überliefert und in einer Auswahl im ersten Band ediert. In seiner *Biographischen Notiz* (1956)²⁰ verweist Böll auf den sogenannten 1.000-Bomber-Angriff auf die Stadt Köln im Mai 1942: „Buchhandelslehre bis Ende 1937, abgebrochen, um – nun, um zu schreiben, und ich schrieb viel: Gedichte, Erzählungen, einen Roman – alle diese Manuskripte verbrannten in einer Mainacht des Jahres 1942, und das ist der einzige Verlust, den ich nicht bedaure.“²¹ Dass Teile seiner Texte verbrannten, kann nicht ausgeschlossen werden. Dennoch ist die Differenz zwischen den Selbstaussagen in den Feldpostbriefen und in der *Biographischen Notiz* über die frühesten Texte auffällig. Mit einem größeren zeitlichen Abstand und einer erfolgreichen Karriere – im Jahr 1956 kann Böll bereits gut von seiner Literatur leben – bewertet Böll seine ersten Texte neu. Die öffentliche Selbstaussage bricht deutlich mit dem emotionalisierten Umgang, der sich in den Feldpostbriefen zeigt. Den sentimentalischen Wert, den die Texte für Böll hatten, bezeugt auch die lange Archivierung.

Auch bezüglich seiner Kriegstagebücher finden sich sowohl im privaten als auch im öffentlichen Kontext widersprüchliche Aussagen. Im brieflichen Austausch mit Ernst-Adolf Kunz – sie lernten einander während der gemeinsam verbrachten amerikanischen Kriegsgefangenschaft kennen – betont Böll mehrfach, dass er kein Kriegstagebuch geführt habe: „Ich lese die Kriegstagebücher [sic!] Deines Vaters mit wirklicher Spannung. Es ist alles sehr plastisch und eindrucksvoll und ich bereue immer mehr, dass ich selbst das nicht getan habe, jedenfalls

¹⁹ Grundlegend zum Begriff der Werkpolitik siehe: Steffen Martus: *Werkpolitik. Zur Literaturgeschichte kritischer Kommunikation vom 17. bis ins 20. Jahrhundert mit Studien zu Klopstock, Tieck, Goethe und George*. Berlin / New York 2007.

²⁰ KA 10, S. 15.

²¹ KA 10, S. 15.

wenigstens bruchstückweise notiert.“²² Die bruchstückhaften Tagebuchnotizen hat Heinrich Böll gesondert aufbewahrt. Doch sowohl mit recht nahem als auch mit weitem Abstand negiert Böll die Existenz solcher Aufzeichnungen. Eine Interviewaussage aus dem Jahr 1975 illustriert dies:

Linder: Haben Sie während des Krieges auch geschrieben?

Böll: Nein. Ich habe allerdings sehr viele Briefe geschrieben, natürlich, *aber nichts anderes*; dafür war das Leben einfach zu unruhig. Es war ja ein dauerndes Unterwegs-Sein. Bahnhöfe, Wartesäle, Aussteigen, Umsteigen, anderswo wieder ein- und dann wieder aussteigen ...²³ [Hervorhebung R. T.]

Über seine Feldpost gibt Böll freigiebig Auskunft. Die Existenz weiterer Schriften schließt er aus. Genau die von ihm beschriebene Unruhe des Krieges lässt sich vor allem in den Tagebucheinträgen nachvollziehen. Sie setzen sich aus kurzen Stichworten, bruchstückhaften Träumen, Fronteinsätzen und geografischen Stationen zusammen. Die starke Reduktion der Sprache und des Inhalts lassen eine „plastisch[e] und eindrucksvoll[e]“ Schilderung des Krieges nicht zu.²⁴

²² *Die Hoffnung ist wie ein wildes Tier. Der Briefwechsel zwischen Heinrich Böll und Ernst-Adolf Kunz 1945–1953*. Hg. von Herbert Hoven. Köln 1994, S. 137. Ernst-Adolf Kunz' Vater führte ein Kriegstagebuch während des Ersten Weltkriegs. Kunz ließ Böll dieses Tagebuch zur Lektüre zukommen. Auch die *Stablgewitter* von Ernst Jünger waren Heinrich Böll bekannt. Er las sie während des Krieges an der Front. Über die von Böll während des Zweiten Weltkriegs gelesenen Bücher informiert Philipp Alten: *Der lesende Soldat – eine Teilrekonstruktion auf Grundlage der veröffentlichten Feldpostbriefe*. In: „*Ich sammle Augenblicke*“. *Heinrich Böll 1917–1985*. Hg. von Werner Jung / Jochen Schubert. Bielefeld 2008, S. 49–79.

²³ KA 24, S. 487.

²⁴ Zur Sprache in den Kriegstagebüchern Bölls vgl. Wolfgang Brylla: *Von der Unsagbarkeit des Erzählten zum Erzählen des Unsagbaren. Überlegungen zu Heinrich Bölls Kriegstagebüchern*. In: *Politischen Konjunkturen zum Trotz. Heinrich Bölls Wirklichkeitsrepräsentationen. Studien zum 100. Geburtstag des Schriftstellers*. Hg. von Renata Dampc-Jarosz / Pawel Zimniak. Göttingen 2018, S. 141–157.

Autobiografisches Schreiben von Heinrich Böll im Werkkontext

Autobiografische Texte überwiegen nicht in Heinrich Bölls Œuvre – eine Rarität sind sie allerdings auch nicht. Er pflegte ein eher uneindeutiges Verhältnis zu dieser Form. Während sich über seine gesamte Schaffenszeit hinweg einige kürzere, autobiografische Texte ansammeln, schreibt er nie eine umfassende Autobiografie, in welcher er über sein Leben resümierte.²⁵ Obwohl die Schriftsteller aus der sogenannten ‚Jungen Generation‘ sich durchaus dem Schreiben von fiktiven Texten, die deutlich autobiografisch angelegt sind, zuwandten – genannt seien etwa Ilse Aichingers *Die größere Hoffnung* (1948) oder Alfred Anderschs *Die Kirschen der Freiheit. Ein Bericht* (1952)²⁶ –, bleibt Böll dieser Form fern. Stattdessen nutzt Böll das autobiografische Schreiben vor allem in den 1950er-Jahren für die Darstellung seines Autor-Daseins. Selbstbeschreibungen wie *Das Selbstporträt. Heinrich Böll* (1951),²⁷ *Selbstvorstellung eines jungen Autors* (1953),²⁸ die *Biographische Notiz* (1956)²⁹ oder auch *Über mich selbst* (1959)³⁰ verfasste Böll, um vor allem seine Autor-Person pointiert herauszustellen. Diese Texte eint, dass sie nicht als fiktive angelegt sind, sondern als faktuale Epitexte im Kontext von Neuveröffentlichungen zu lesen sind. Die Publikation dieser autobiografischen Texte ist also im Zusammenhang mit seinem literarischen Werk zu kontextualisieren – insbesondere, da Böll oftmals seinen Karriereweg als Berufsautor nachzeichnet. So verfasst Böll sein *Selbstporträt* im Zuge der Veröffentlichung von *Wo warst du, Adam?*, um sich vor allem als Nachkriegsautor der ‚Jungen Generation‘ zu positionieren:

²⁵ Die längere autobiografische Erzählung *Was soll aus dem Jungen bloß werden? Oder: Irgendwas mit Büchern. Für Samay, Sara und Boris* (1981) schrieb Böll für seine Enkelkinder. Auch hier konzentriert sich Böll auf bestimmte Ausschnitte seines Lebens – vornehmlich sein Aufwachsen zu den Zeiten des Nationalsozialismus – und variiert diese Lebensspanne in den einzelnen Kapiteln bezüglich ihrer Erzählperspektive.

²⁶ Beide Romane kannte und schätzte Heinrich Böll – er rezensierte Aichingers *Die größere Hoffnung*, allerdings blieb die Rezension unveröffentlicht (vgl. dazu KA 5, S. 478f.), sowie Anderschs *Die Kirschen der Freiheit*. Diese Rezension erschien im *Aufwärts*. 6. Jg. Nr. 3. 5.2.1953, S. 1.

²⁷ KA 5, S. 335.

²⁸ KA 7, S. 125–129.

²⁹ KA 10, S. 15.

³⁰ KA 12, S. 31–33.

Diese mehrwöchige Übung zog sich bis zum Ende des Jahres 1945 hin. Ich verbrachte die sechs Jahre bei der Infanterie auf verschiedenen Kriegsschauplätzen zwischen Krim und Kap Gris Nez, die letzten Monate dieser Zeit in einem amerikanischen Gefangenenlager im Osten Frankreichs (Attichy). Als ich nach Hause kam, wohnte meine Frau auf dem Lande bei Köln, aber wir zogen gleich in das verwüstete Köln zurück. [...] Seit 1947 veröffentlichte ich in verschiedenen literarischen Zeitschriften und in Zeitungen Kurzgeschichten und schrieb eine größere Erzählung „Der Zug war pünktlich“, die 1949 im Verlag F. Middelhaue, Opladen, erschien. Weihnachten 1950 erschien als zweites Buch ein Sammelband meiner Kurzgeschichten unter dem Titel „Wanderer, kommst du nach Spa ...“ (im gleichen Verlag) und 1951 ein Kriegsroman „Wo warst du, Adam?“³¹

Böll betont den Konnex zwischen seiner langjährigen Kriegserfahrung, dem zerstörten Köln und seinen ersten schriftstellerischen Erfolgen. Das zivile Leben in den Trümmern in Köln und die Nachwirkungen des Kriegs haben unmissverständliche Auswirkungen auf Bölls Literatur: *Wo warst du, Adam?* bezeichnet Böll dezidiert als einen „Kriegsroman“. Er schreibt sich damit in die neue Trümmerliteratur ein, was er mit seinem Essay *Bekanntnis zur Trümmerliteratur* (1952) bekräftigen sollte.

Aus den frühen Nachkriegstexten sollen nun drei Erzählungen vorgestellt werden, die alle auf ein Archivalie aus dem Privatarchiv von Heinrich Böll zurückzuführen sind und autobiografische Bezüge aus der Vorkriegszeit aufweisen. Dieser Zusammenhang zwischen autobiografischen, selbst-archivierten Zeugnissen mit dem literarischen Werk zeigen besonders folgende Prosatexte auf: *Folgen einer Postkarte ...* (1949)³², *Der Engel schwieg* (1951)³³ und die *Die Postkarte* (1952)³⁴. Die Erzählungen wurden von Böll aus unterschiedlichen Schreibenlässen verfasst und müssen sowohl auf der formalen, der inhaltlichen und der praxeologischen Ebene betrachtet werden.

Die drei Erzählungen eint dasselbe, in Teilen variierte Sujet: Es handelt von einem jungen Deutschen – sein Name wechselt in den Fassungen –, der durch eine Postkarte seinen Einberufungsbefehl von der

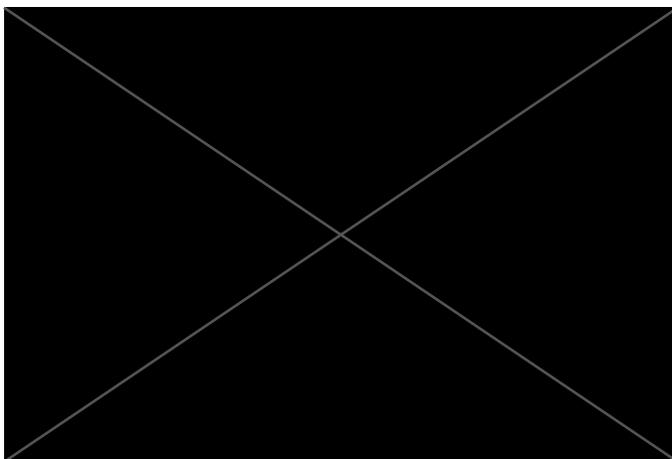
³¹ KA 5, S. 335.

³² KA 4, S. 262–274.

³³ KA 5, S. 22–153.

³⁴ KA 6, S. 29–35.

Wehrmacht erhält. Er lebt mit seiner Mutter zusammen und beide folgen ihren alltäglichen Routinen. Es ist die Mutter, die eine vermeintlich unauffällige Postkarte entgegennimmt und den Erhalt quittiert – ohne sich des Inhalts der Postkarte bewusst zu sein. Damit ist der Einberufungsbefehl amtlich und es würde schwere strafrechtliche Konsequenzen nach sich ziehen, sollte sich der Protagonist nicht in seiner Kaserne melden. Es folgt die emotional aufgeladene Verabschiedung von Mutter und Sohn, der sich auf den Weg zum Bahnhof begibt.



Einberufungsbefehl an Heinrich Böll (Böll: *Kriegstagebücher*, S. 329)

Die Kurzgeschichte *Folgen einer Postkarte ...* konnte Böll nicht zur Publikation bringen – als noch eher unbekannter Autor fehlte ihm in den ersten Nachkriegsjahren ein stabiles Netzwerk im Literaturbetrieb, um all seine Texte zu veröffentlichen.³⁵ Sie erschien daher als Erstveröffentlichung in der Kölner Ausgabe. Die *Folgen einer Postkarte ...* ist auf dem Typoskript auf den 9. September 1949 datiert³⁶ – 10 Jahre nach

³⁵ Diese Unsicherheit begleitet Böll durch die 1940er-Jahre. So beklagt sich Böll bei Kunz über die schwierige Publikationssituation auf dem deutschen Literaturmarkt in einem Brief vom 8.9.1948: „Sonst hat sich die lit. Situation noch nicht gebessert, die Buchhändler verkaufen zum grössten Teil gehortete Sachen und die meisten Verlage sind ohne Geld. Das einzige, was natürlich gekauft wird, sind ‚bekannte Autoren‘ ...“ (Böll: *Briefwechsel*, S. 131).

³⁶ Vgl. KA 4, S. 689.

Bölls eigenem Einberufungsbefehl, der ihm ebenfalls in Form einer Postkarte zugestellt wurde. Die Postkarte ist im Nachlass erhalten geblieben.³⁷

Die erste Fassung zeichnet sich durch eine hohe Dichte an diversen Medien aus, die in die Erzählhandlung eingebettet sind. Das wichtigste und folgenreichste Medium – die Postkarte – markiert *in medias res* den Erzählbeginn: „Die Postkarte kam morgens, als er noch schlief.“³⁸ Die Mutter nimmt die Post entgegen und unterschreibt ungefragt „eine Quittung“³⁹. Sie legt die Postkarte „in die Diele auf den dunklen Tisch mit der schwarzen Decke, wo eine Vase mit Fichtenzweigen draufstand“⁴⁰. Symbolisch aufgeladen, ist die Postkarte in der Wohnung platziert und wartet auf ihre Decodierung. Der Kontrast zwischen dem „dunklen Tisch mit der schwarzen Decke“ und der „kleine[n] weiße[n] Postkarte“⁴¹ verdeutlicht die anstehende, noch nicht erkannte Bedrohung, die von der Postkarte ausgeht. Gleichzeitig verweisen die „Fichtenzweige[]“ auf den Nationalsozialismus, der bereits seinen Platz in der Wohnung und damit auch im Leben der kleinen Familie gefunden hat.⁴² Zudem sind die Fichtenzweige ein starkes Fiktionalitätssignal, da die Erzählhandlung im Sommer angelegt ist und Fichtenzweige für diese Jahreszeit als ungewöhnlich gelten dürfen.⁴³ Durch die Kurzgeschichte begleiten weitere Medien vornehmlich die Mutter und auch den Sohn durch ihren Alltag: Ein Brief des Bruders der Mutter kommt mit der Post, ebenso wie die Kürzung ihrer Pensionsabrech-

³⁷ Über den Zusammenhang von Postkarten als literarisches Medium und die Herausforderungen an eine Edition schreiben Cordula Greinert / Ariane Martin / Mirko Nottscheid: *Paratextelemente der Postkarte. Überlegung zu ihrer Systematisierung und Edition am Beispiel der Korrespondenz Frank Wedekinds*. In: *Editio* 34 (2020), S. 142–159. Für eine ausführliche Abhandlung über die medienhistorische Entwicklung der Postkarte vgl. Anett Holzheid: *Das Medium Postkarte. Eine sprachwissenschaftliche und mediengeschichtliche Studie*. Berlin 2011.

³⁸ KA 4, S. 262.

³⁹ KA 4, S. 262.

⁴⁰ KA 4, S. 262.

⁴¹ KA 4, S. 265.

⁴² Die Fichte stand schon in der Revolution von 1848 für das reglementierende Preußen. Vgl. Uwe Eduard Schmidt: *Die Fichte in der Wald- und Forstgeschichte – eine soziokulturelle Betrachtung*. In: *LWF Wissen* 80 (2017), S. 35–41, hier S. 37f.

⁴³ Vgl. KA 4, S. 269.

nung.⁴⁴ In der Zeitung werden die Resorts „Feuilleton, [der] Frauenteil und die Annoncen“⁴⁵ gelesen und während die Mutter das Frühstück zubereitet, „hörte [sie] die Radioapparate ihre Musik ausstoßen“⁴⁶. Diese gewohnten und in ihrer Funktion nicht-bedrohlichen Medien verschärfen die Umdeutung der Postkarte, die sonst vor allem zu privaten Kommunikationszwecken dient, nun aber die weitere Zukunft des Protagonisten determiniert.

Zudem zeichnet sich die erste Fassung durch einige autobiografische Bezüge aus, die in den Feldpostbriefen sowie den biografischen Selbstbeschreibungen von Böll festgehalten sind. Wie auch Heinrich Böll absolviert der Protagonist eine Buchhandelslehre, schließt sie allerdings – im Gegensatz zu Böll – ab: „Er hatte, weil er das Abitur hatte, in der verkürzten Zeit von eineinhalb Jahren seine Buchhändlerlehre hinter sich gebracht und vor wenigen Tagen seine Gehilfenprüfung mit Gut bestanden und hatte anschließend zehn Tage Urlaub bekommen.“⁴⁷ Neben seiner Tätigkeit als Buchhandelsgeselle versucht sich der junge Protagonist als Schriftsteller. Über die dichterischen Ambitionen ist sich die Mutter im Klaren. „Sie wußte, daß er heimlich Gedichte an Zeitungen und Zeitschriften schickte[.]“⁴⁸ Auch hier ist die Parallele zwischen der Kurzgeschichte und der Autorenbiografie offensichtlich. Bereits als Abiturient verfasste Böll neben Prosatexten auch Gedichte.⁴⁹ Nach der Erkenntnis, dass der Einberufungsbefehl irreversibel ist, gibt sich der Protagonist in sein Zimmer und verbrennt diese Texte:

Es roch nach verbranntem Papier, und sie [die Mutter; R. T.] sah jetzt, daß er den Ofen angezündet und eine Menge Papier verbrannt haben mußte. Als sie den Deckel öffnete, schlug ihr eine stinkende Wolke Papierqualm entgegen, sie sah, daß er bis obenan gefüllt war und ein Teil des Papiers noch glimmte, ein anderer gar nicht sich entzündet hatte, weil die Blätter zu dicht beieinander lagen.⁵⁰

⁴⁴ Vgl. KA 4, S. 263.

⁴⁵ KA 4, S. 264.

⁴⁶ KA 4, S. 266.

⁴⁷ KA 4, S. 264.

⁴⁸ KA 4, S. 264.

⁴⁹ Allerdings hatte Böll in der Vorkriegszeit nachweislich nur die Erzählung *Das Mädchen mit den gediegenen Ansichten* (1939) zur Veröffentlichung angeboten; vgl. KA 1, S. 628f.

⁵⁰ KA 4, S. 271.

Diese Reaktion erscheint im Erzählkontext unmotiviert. Es gibt keine Notwendigkeit, die eigenen Schriften zu verbrennen. Das nahezu melodramatische Ende der jungen Schriftstellerkarriere ist mit den verbrannten Papieren besiegelt: „Sehr einsam und auffallend lag auf der grünen Platte des Schreibtisches eine dicke Kladde mit dem Füllfederhalter.“⁵¹ Aus den Feldpostbriefen lässt sich rekonstruieren, dass auch Böll über das Verbrennen seiner eigenen Texte nachdachte, entschied sich jedoch dagegen und bewahrte sie stattdessen auf. In der Fiktion lässt Böll den Protagonisten eine Tat begehen, zu der er sich selbst in der Realität nicht durchringen konnte.

Im weiteren Arbeitsprozess an dieser Kurzgeschichte verwendete Böll zwei Typoskripte und fügte dem ersten Entwurf noch ein weiterführendes Ende hinzu, welches über den Abschied von Mutter und Sohn hinausgeht und der Leser den Protagonisten bis zur Ankunft in seiner Kaserne begleitet. Dabei endet die Version mit dem Aufeinandertreffen des Protagonisten mit dem Wachtposten der Kaserne: „Der Posten grinste, er [der Sohn; R. T.] trat näher, zeigte seine Karte, und wieder grinste der Posten, ließ ihn eintreten, und er war Soldat.“⁵² Die Postkarte bildet durch dieses weiterführende Ende eine inhaltliche Klammer und beschließt die Transformation vom jungen Buchhandelsgesellen zum unfreiwilligen Soldaten.

Das Thema muss Böll beschäftigt haben. Während der Arbeit an seinem Roman *Der Engel schwieg* nahm Böll die Kurzgeschichte wieder auf und bettete sie im zweiten Kapitel in die Romanhandlung ein. Hierbei erinnert sich der Kriegsheimkehrer und Protagonist des Romans Hans Schnitzler in einer Analepse an den Tag seines Einberufungsbefehls. Deutlich umgearbeitet wurde die Erzählhandlung bezüglich des Moments, wann die Postkarte als Einberufungsbefehl erkannt wird. Während in der ersten Fassung der Protagonist erst am Küchentisch beim gemeinsamen Frühstück die Postkarte liest, ist es nun die Mutter, die die Karte vor ihrem Sohn liest. Die Fassung in *Der Engel schwieg* ist durch das ungleiche Wissen zwischen Mutter und Sohn stark emotionalisiert. Auch ändert sich der mediale Fokus. Nicht mehr die Postkarte selbst ist das fatale, sondern die Quittung für das Einschreiben:

⁵¹ KA 4, S. 271.

⁵² KA 4, S. 690.

Die Postkarte in ihrer Hand sah sehr harmlos aus, das einzig Menschliche daran war der Krakel des Majors, und auch dieser hätte ebensogut von einer Maschine geschrieben sein können, von einer Majorsunterschriftmaschine ... Gefährlich war nur das aufgeklebte weißleuchtende Rechteck, hellrot abgesetzt mit einem schwarzen großen R darin, ein winziges Fetzchen Papier, wie sie an jedem Postamt in ganzen Rollen täglich verklebt wurden. Aber unter dem R entdeckte er jetzt eine Nummer; es war seine Nummer, das einzige, was die Karte von anderen Karten unterschied, die Nummer 846, und er [Hans Schnitzler; R. T.] wußte jetzt, daß alles in Ordnung war, es konnte nichts passieren, in irgendeinem Postamt stand diese Nummer neben einer Spalte, die seinen Namen trug. Es war seine Nummer, und er konnte ihr nicht entfliehen, er mußte diesem fettgedruckten R nachrennen, er konnte nicht fliehen ...⁵³

Die Gewissheit, dass durch die Quittierung der Postkarte der Einberufungsbefehl unumgänglich ist, löst im Protagonisten Hans Schnitzler eine eigentümliche Ruhe aus. Der individuell auf ihn ausgestellte Einberufungsbefehl determiniert seine nahe Zukunft, der er sich nicht verweigert. Im Vergleich zu dem Archivalie zeigt sich, dass Heinrich Böll in der *Der Engel schwieg* das selbstarchivarische Dokument fiktionalisiert: Die Beschreibung im Roman unterscheidet sich deutlich von der Vorlage.

Auch der Roman wurde nicht publiziert. Heinrich Bölls Verlag F. Middelhaue, bei dem er bis zu seinem Wechsel zu Kiepenheuer & Witsch im Jahr 1952 unter Vertrag stand, bemühte sich nur leidlich um eine Drucklegung und unterdessen tat sich Böll selbst mit den Überarbeitungen des Romans schwer. Er hielt ihn für unzureichend und haderte mit seiner Arbeit.⁵⁴ Daraufhin arbeitete Böll einige Kapitel zu Kurzgeschichten um: unter anderem auch das Postkarten-Sujet unter dem neuen Titel *Die Postkarte*. Bei dieser Fassung sollte Böll Erfolg

⁵³ KA 5, S. 45.

⁵⁴ Am 5.8.1950 schreibt Böll über die Arbeit am Roman an Ernst-Adolf Kunz: „Ich bin froh, wenn ich dieses Manuskript unterwegs habe – dann ist meine monatliche Rente von 100 Dm bis Ende des Jahres gesichert und vor allem drängen mich andere Pläne, während mir der Roman nicht mehr allzu nahe liegt. Er gefällt mir nicht und ich liefere ihn nur ab, weil meine Frau sagt, er wäre gut ...“ (Böll: *Briefwechsel*, S. 259). Zur ausführlichen Entstehungsgeschichte vgl. den Kommentar in der Kölner Ausgabe, KA 5, S. 352–360.

haben und den Text in den *Frankfurter Heften* publizieren.⁵⁵ Die Produktionsstadien von der (unvollendeten) Kurzgeschichte – für die *Folgen einer Postkarte* ... erstellte Böll keine Reinschrift – in den nicht publizierten Roman *Der Engel schwieg* hin zu einer veröffentlichten Kurzgeschichte *Die Postkarte* hinterließen ihre Spuren: Böll variierte vor allem die Erzählinstanzen der Fassungen sowie den Fokus auf Mutter und Sohn. Am deutlichsten ändert sich die Erzählperspektive in der dritten Fassung: Statt dem Er- ist es nun ein Ich-Erzähler namens Bruno Schneider, der ebenfalls anachronistisch von seinem Tag des Einberufungsbefehls erzählt. Durch diesen Wechsel der Erzählperspektive rückt zum einen der Fokus von der Mutter ab, hin zum Erzähler. Zum anderen erhält die Kurzgeschichte eine Rahmen- und Binnenhandlung, die zwar in *Der Engel schwieg* schon in Ansätzen zu erkennen, nun aber stärker herausgearbeitet ist. Den veränderten medialen Fokus hat Böll beibehalten und geschärft. Die Erzählung ist kürzer und beginnt mit der Erklärung des Erzählers, weshalb er ein bestimmtes Dokument archiviert.

Niemand von denen, die mich kennen, begreift die Sorgfalt, mit der ich einen Papierfetzen aufbewahre, der völlig wertlos ist, lediglich die Erinnerung an einen bestimmten Tag meines Lebens wachhält und mich in den Ruf einer Sentimentalität bringt [.] Doch ich wehre mich gegen den Vorwurf der Sentimentalität und versuche immer wieder, diesem Papierfetzen dokumentarischen Wert zuzusprechen.⁵⁶

Es ist nun nicht mehr die Postkarte, die im Mittelpunkt steht, sondern das Einschreibetikett derselben, das genauestens beschrieben wird. Dadurch stellt Böll das Medium heraus, das die Determinierung durch das Regime der Nationalsozialisten am deutlichsten abbildet:

Es ist ein winziges, rechteckiges Stück einfachen Papiers, das zwar das Ausmaß, nicht aber das Format einer Briefmarke hat, es ist schmaler und länger als eine solche, und obwohl es von der Post stammt, hat es nicht den geringsten Sammelwert: es ist mit einem kräftigen Rot umrandet, durch einen weiteren roten Querstrich in zwei Rechtecke verschiedener Größe geteilt, und im kleineren die-

⁵⁵ Vgl. KA 6, S. 533.

⁵⁶ KA 6, S. 29.

ser Rechtecke steht ein fettes schwarzgedrucktes R, im größeren schwarzgedruckt „Düsseldorf“ und eine Zahl – die Zahl 634. Das ist alles, und das Papierstückchen ist vergilbt, fast schon verschlissenes, und nun, da ich es genau beschrieben habe, entschieße ich mich, es wegzuworfen: ein einfaches Einschreibe-Etikett, wie jede Postanstalt sie täglich rollenweise verklebt.⁵⁷

Dass Heinrich Böll seine eigenen Dokumente vor und aus dem Krieg sorgfältig aufbewahrte, gilt als gesichert. Diese archivarische Praxis vollzieht ebenfalls Bölls Erzähler Bruno Schneider. Hervorzuheben ist, dass hier der „dokumentarische[] Wert“ und nicht die „Sentimentalität“ von Relevanz ist. Die weiteren starken autobiografischen Referenzen, die in der ersten Fassung vorhanden sind, werden deutlich abgeschwächt. Der Wunsch, Schriftsteller zu werden, fällt komplett weg – es bleibt lediglich ein „Karton mit [...] Briefen“⁵⁸ und auch die Buchhandelslehre wird durch „eine gute Stelle in einer Textilfabrik“⁵⁹ ersetzt.

Fazit

Heinrich Böll war schon mit seinen ersten Bestrebungen, ein Schriftsteller zu werden, als Selbstarchivar tätig und sammelte sowohl seine literarischen Texte als auch autobiografische Zeugnisse. Aus seinen Feldpostbriefen lässt sich rekonstruieren, dass Böll diese Texte während des Zweiten Weltkriegs sichtet und in einen aktiven Austausch darüber mit Annemarie Böll ging. Zu Teilen dieses Konvoluts sollte er ein ambivalentes Verhältnis behalten: Bei seinen Selbstaussagen über literarische sowie diaristische Aufzeichnungen vor und während des Krieges ist Vorsicht geboten, da nicht nur im privaten, sondern auch im öffentlichen Raum widersprüchliche Aussagen von Böll getätigt wurden. Dennoch diente manches Archival als Inspirationsquelle für seine fiktionalen Texte. Autobiografische Bezüge, wie sie in den Postkarten-Texten zu entdecken sind, modifizierte Böll in den unterschiedlichen Produktionsstadien. Dabei ist zu beobachten, dass die Fiktionalisierung erhöht wird und autobiografische Erzählelemente abnehmen.

⁵⁷ KA 6, S. 29.

⁵⁸ KA 6, S. 33.

⁵⁹ KA 6, S. 30.